

Zeitschrift: Frauezeitig : FRAZ
Herausgeber: Frauenbefreiungsbewegung Zürich
Band: - (1994-1995)
Heft: 51

Artikel: Begegnungen mit Mariella Mehr : das Wort hat ein Geschlecht
Autor: Studer, Liliane
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1054208>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 18.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

D_{As} W_OR_T H_AT E_IN G_Es C_HL_EC H_T

DAS WORT HAT EIN GESCHLECHT

DAS WORT HAT EIN GESCHLECHT

DAS WORT HAT EIN GESCHLECHT

Von Liliane Studer *

April 1981

Mariella Mehrs ersten Roman «steinzeit» erhalte ich zu meinem 30. Geburtstag, mit einer Widmung «Durch Klarheit dem Rand näher». Ich lese. Ich bin empört über all die Grausamkeiten und stosse das Buch gleichzeitig weg, denn was dort steht, will ich gar nicht so genau wissen. Am Rand ist der Abgrund, und wie es einer dort ergehen kann, beschreibt Mariella Mehr mit rücksichtsloser Genauigkeit.

Bis heute hat «steinzeit» nichts an Kraft verloren. Auch wenn der Roman gut in die damalige «frauenliterarische» Landschaft passte – wir verschlangen in diesen Jahren alles, was in die Sparte Lebensgeschichten gehörte und uns half, uns selbst näher zu kommen –, wird bei einer erneuten Lektüre insbesondere die Kraft der Sprache, die literarische Gestaltung eines – ihres – Lebens deutlich. Doch war es wohl nicht nur die Sprachkraft, die mich schon 1981 fesselte, viel wichtiger war die Lebenskraft, die von dieser Frau ausging und auch heute noch ausgeht. Da will eine leben, im Wissen, wie nicht auszuhalten dieses Leben auch sein kann. Und es schreibt eine, die niemanden schont, sich selber am wenigsten. Eine solche Haltung, die sich im Text niederschlägt, zwingt LeserInnen zur Reaktion, Auseinandersetzung ist eine Möglichkeit, die Augen verschliessen eine andere.

Juli 1994

Mariella und ich sitzen vor einem alten Bündner Haus in Tomils im Domleschg. Hier wohnt die 47jährige Schriftstellerin seit fünf Jahren, mit ihr der langjährige Lebenspartner, die Hündin Cora, noch Rekonvaleszentin nach einer Unterleibsoperation («Krebs mit 2 1/2 Jahren, ist das nicht Wahnsinn»), die siamesische Katze Macha, die sich jede Annäherung ohne ihre Einwilligung verbittet. In diesem Haus liesse sich leben, schwärme ich, die Städterin. Das Cheminéezimmer zum Verweilen, die Galerie mit den unzähligen Büchern – ihr Reich, zu dem auch das Schreibzimmer mit dem Stehpult gehört. Vor kurzem war ein neuer Computer nötig mit einem Spezialbildschirm und grosser Schrift. Denn die Augen sind das grosse Problem. Lesen muss Mariella heute das meiste mit der Lupe, und ganz beiläufig erwähnt sie, bald werde sie blind sein.

Augen spielen denn auch in Mariella Mehrs

Texten immer wieder eine zentrale Rolle.* So, wenn sie Ingeborg Bachmanns Erzählung «Ihr glücklichen Augen» zum Ausgangspunkt nimmt für eine Darstellung dessen, was es heisst, «anständig» zu sehen. Oder auch im neuen Roman «Zeus oder der Zwillingston», in dem der Augenkünstler Stauch eine wichtige Figur ist. Wir sprechen unter anderem darüber, was wohl die Gründe sind, dass dieses letzte Buch, erschienen im Frühjahr 1994, von der deutschschweizer Presse nicht besprochen wurde. Es kann nicht nur daran liegen, dass «Zeus» in einem kleinen Verlag herauskam. Wird das Buch von der Literaturkritik boykottiert? Traut man(n) dieser jenenischen Frau kein literarisch relevantes Werk zu?

Wenige Wochen vorher sprach ich in Bern mit Bekannten über Mariella Mehrs neuen Roman und bekam zu hören, dass sie halt immer das gleiche Thema habe. Wie sie denn das meinen, war meine erstaunte Rückfrage. Ja, sie schreibe doch immer über die Psychiatrie und die Jenischen, über ihre eigene Geschichte... Kann so sprechen, wer den Roman wirklich gelesen hat? Anders jedenfalls sieht es Fredi Lerch in der WoZ (eine der wenigen Zeitungen, die den «Zeus» rezensierten): «Mit dem «Zeus»-Roman hat sie nun ein ausserhalb ihrer Biographie liegendes, fiktionalisiertes Universum gemeistert. Die sprachliche Kunstfertigkeit und die formale Raffinesse, mit der sie das getan hat, machen den Roman zu ihrer bisher bedeutendsten literarischen Arbeit.»

Ich vermute noch einen anderen Grund, dass «Zeus» übergangen wird. Wie alle Bücher von Mariella Mehr ist auch dieses ein unangenehmes Buch. Es stellt hohe Anforderungen an LeserInnen. Lesen heisst hier nicht in erster Linie geniessen, es heisst sich auseinander setzen mit einer fremden Welt, von der die meisten von uns nicht so viel wissen – wollen. Und vielleicht das wichtigste: Im «Zeus» finden weder Frauen noch Männer Identifikationsfiguren. Da werden keine Noten verteilt, das ist gut und das ist falsch. Die Machtfrage ist gestellt, klare Antworten suchen wir vergebens. Denn wie soll etwa Rosa Zwiebelbuchs «Entscheid», als Ohnmächtige (Patientin in einer psychiatrischen Klinik) Macht auszuüben (Zeus zu töten), bewertet werden? Heisst das vielleicht, dass der Rahmen anzuerkennen ist, das dessen Grenzen jedoch auszuloten sind? An den Rändern lebt sich gefährlich. Und einsam.

Juli 1988

Ich besuche Mariella Mehr auf «ihrer» Alp oberhalb Rueun im Vorderrheintal. Sie verbringt auch in diesem Sommer mehrere Wochen in der gemieteten Hütte, fernab von Menschen, Zivilisation. Das Wasser fliesst kalt aus dem Brunnen vor der Hütte, gekocht wird auf offenem Feuer ebenfalls draussen. Im kleinen Garten gibt es Salat und Gemüse, durch eine Luke führt eine Treppe hinunter in den Weinkeller und in die Vorratsstube. Ich arbeite an einem Text zu Maja Beutler, Mariella schreibt an ihrem Referat über Hermann Burgers Roman «Die künstliche Mutter». Die vorangehenden Wochen hatten wir einen regen Briefwechsel zu diesem Buch, zu Burgers Frauenbild, zu seiner vielgerühmten Sprachgewalt, die sich bei mehrmaligem und genauem Lesen nur zu oft als leere Hülse erweist. Und Mariella fragt, warum so viele Frauen ihre Wut, ihre Empörung nicht hinausschreien, auch im Text. Sie renne jeweils schreiend über die Weide, wenn sie schreibe. Vieles sei so brav, so gezähmt. Wieder geht es um die Grenzen, die nicht wahrgenommen, geschweige denn überschritten werden können, wenn sie gar nicht bekannt sind.

April 1986

An der Herzberg-Tagung «Schreiben als Frau – Schreiben als Mann» begegne ich Mariella Mehr zum ersten Mal persönlich. Ich, eine eher scheue zurückhaltende Person, bin überwältigt von dieser Frau, die lebt. Für mich fast unerklärlich, dass eine, die all das erlebt haben soll, was in «steinzeit» beschrieben ist, nicht zerstört ist. Ich bewundere sie, ich genieße die durchdiskutierten Nächte mit ihr und Erica Pedretti. Wie sie davonrennt durch die langen Gänge, die auch mich an ein Heim erinnern, obwohl ich keines von innen kenne, und schreit, jetzt halte ich es grad nicht mehr aus, dieses Bild sehe ich noch heute.

Mai 1986

Vielleicht ist es falsch, wenn ich als privilegierte Mittelschicht-Schweizerin im Zusammenhang mit Jenischen von Betroffenheit spreche. Aber an der Pressekonferenz, zu der Pro Juventute nach Zürich einlädt und an der über die «künftige Handhabung und Aufbewahrung der Akten» des Hilfswerks «Kinder der Landstrasse» informiert werden soll, bin ich betroffen, als eine Gruppe von Jenischen in den Raum tritt und ihrer Empörung Ausdruck gibt, da sie, Opfer und AnklägerInnen, nicht einge-



Foto: Remy Steinegger

Mariella Mehr

laden sind. Und ich bin beschämt von der Kraft, die diese Frauen und Männer ausstrahlen. Umso kälter und erstarrter, lebloser wirken die anwesenden Herren, die erklären, eine Stiftung habe kein Bewusstsein und könne sich demzufolge nicht entschuldigen.

Juni 1994

Bei einem Streifzug durch Berner Beizen erzählt Mariella Mehr von ihrem neuen Buchprojekt, an dem sie arbeitet und das sie herausfordert, ja existentiell bedroht. Die Arbeit am «Kind», so der vorläufige Titel, bedeutet einmal mehr, sich mit der eigenen Geschichte auseinanderzusetzen. Sich diesmal in Tiefen und Abgründe vorzuwagen, die in früheren Zeiten noch zu bedrohend und zu schmerzhaft waren. Was nicht heisst, dass sie dies heute nicht mehr sind. Doch jetzt überwiegt die Gewissheit, dass es sein muss. Denn dieses Kind setzt sich zur Wehr, will Anerkennung, Zuwendung und Liebe, will vielleicht in erster Linie erwachsen werden. Immer wenn sich Mariella diesen Themen, Erfahrungen, Verletzungen zuwendet, spürt sie die Verunsicherung, ob sie wohl jemals wird leben kön-

nen, ohne von dieser schmerzhaften Vergangenheit bedroht zu sein.

Nachtrag: Etwas beschämt, etwas bewundernd stand ich daneben, als Mariella Mehr in einer Gartenbeiz mit einer Frau ins Gespräch kam und sie ermunterte, zum Ausländer im Haus, von dem sie sich bedroht fühlte, ein nettes Wort zu sagen. «Dir heit ja vilecht rächt», war ihre ernst gemeinte Antwort.

Juli 1994

Als ich Mariella sehe, wie sie an der Postautohaltestelle auf uns wartet, bringe ich diese Frau fast nicht zusammen mit dem Bild auf ihrem ersten Buch «steinzeit». Wenn damals ein schattenhaftes Gesicht mit dunklen Augen und geschlossenem Mund die Leserin mehr anstarrte denn anschaute, sitzt hier eine Frau mit offenem gelöstem Blick in einem schönen lachsroten Seidenkostüm, das im Wind flattert, und freut sich am Besuch. Mit viel Liebe werden wir, die Gäste aus dem Unterland, verwöhnt. Und am nächsten Tag reden wir lange, zuerst auf einem Spaziergang, dann vor dem Haus, über das Schreiben, die Literatur und

den Literaturbetrieb. Klar schreibe sie immer auch über sich selbst, habe sie Themen, die sie wieder und wieder aufnehme und bearbeite. Doch macht das nicht jede Schriftstellerin, jeder Schriftsteller? Thomas Bernhard und Max Frisch? Oder Marguerite Duras, über die unerfüllbare Liebe und die grosse Sehnsucht danach? Mit solchen Aussagen ist doch nichts über literarische Qualität gesagt.

Mariella Mehr gehört zu den AutorInnen, denen nicht nur die literarische Form wichtig ist, sondern sie will Inhalte vermitteln, und zwar Inhalte, die sie politisch vertritt. Literatur ist nicht l'art pour l'art, Schreiben bedeutet politisches Engagement. Wenn sie diese ihre Arbeit bewusst so wahrnimmt und damit Verantwortung explizit trägt, heisst das nicht, dass andere, die sich vor allem auf die Form, die sprachliche Gestaltung konzentrieren, keine Inhalte transportieren, keine politische Haltung vertreten. Denn auch für die Literatur gilt, sie kann nicht nicht politisch sein. Und sie soll es vor allem nicht. Im bereits erwähnten Referat zu Hermann Burgers «Die künstliche Mutter» schliesst Mariella Mehr mit folgenden Worten: «Das Wort hat ein Geschlecht. Wir bestimmen, wie es sich verhält, ob es liebt, wärmt, erfreut oder ob es vergewaltigt und verachtet wird. Es liegt in unseren Händen, die Zulassung frauenverachtender Sprachbilder selbst einzugrenzen, wenn nicht gar zu verhindern.»

*** Liliane Studer, lic. phil. I, Mitarbeiterin Dokumentationsstelle für Frauenfragen Bern, freie Publizistin. Herausgeberin von Schriftwechsel – Eine literarische Auseinandersetzung mit Ingeborg Bachmann, eFeF-Verlag, Zürich/Dortmund 1994.**

Von Mariella Mehr ist bisher folgendes erschienen:
 steinzeit, Roman, Bern 1981
 in diesen traum schlendert ein findling, Gedichte, Bern 1983
 Das Licht der Frau, Bern 1984
 Kinder der Landstrasse – Ein Hilfswerk, ein Theater und die Folgen, Bern 1987
 Rückblitze, Bern 1990
 Augen. In: Schriftwechsel. Eine literarische Auseinandersetzung mit Ingeborg Bachmann, hg. von Liliane Studer, Bern/Dortmund 1994
 Zeus oder der Zwillingston, Zürich 1994